

Wo du hingehst, da will auch ich hingehen [Fortsetzung]

Autor(en): **Merz, Luise**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **1 (1911)**

Heft 34

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637878>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 34 · 1911

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“
· · · Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern · · ·

9. September

Gedichte von Gertrud Woker.

Elfenkrönung.

Spätfommers mattgoldener Sonnenschein
Huscht durch die Fenster der Linde.
Heupferdchen tragen die Elfen fein
Zur Krönung unter der Linde.

„Welches Elfchen am höchsten springt,
„Welches das zierlichste Liedlein singt,
„Wird zur Elfenkönigin hold,
„Kriegt ein Krönlein aus lautrem Gold.“

Ein Elfchen, das sang so silberrein,
Daß leuchtend die Blumen sich neigten,
Hüpfte so hoch über Busch und Stein,
Daß schwärmend die Gräser sich beugten.

Das Blättchen, das am goldigsten war,
Siel leise herab von der Linde,—
Siel als Krönlein in's blonde Haar
Der Elfenfürstin Sieglinde.—

Elfenstreik.

Von den Bergen weht ein leuchtend
Band
Heller Frühlingwolken in die Welt, —
Weht als Zeichen, daß die Sonnenelfen
Zur Beratung dort sich eingestellt.

Tausend feine Elfen Silberstimmen
Schwirren durch die Lüfte her und
hin, —
Dann und wann wohl leise, — wie
erschrocken
Ob dem Glockenruf der Königin.

Tausend feine Elfen Silberstimmen
Haben etwas neues vorzuschlagen: —
Wie man wohl in diesem Jahr die
Sonne
Könnte ohne Elfen Schultern tragen.

Wo du hingehst, da will auch ich hingehen.

Erzählung von Luise Merz, Bern.

„Mamma, gehn wir dann heim?“ fragte Elly plötzlich.
Diese Frage hatte sie lange, lange nicht mehr gestellt, und die Mutter erbleichte, wankte und mußte sich am Stuhle halten. Ihre Augen nahmen einen starren, fern abschweifenden Blick an.

„Elly,“ rief der Vater, „laß Mutter, quäle sie nicht. Du weißt ja, wie sie arbeitet für uns alle; sie schafft und schafft, und doch haben wir kein Geld übrig. Wir müssen froh sein, daß wir leben können! Schau, wenn der Frühling wiederkehrt, dann geht's mir besser; dann arbeite ich, und Mamma kann wieder bei dir bleiben.“

Aber Elly weinte: „So arm sind wir nie gewesen, du warst nicht krank, Mamma ist nicht von mir fortgegangen

in England und wir hatten fröhliche Weihnacht. Hier ist ein böses trauriges Land. Wir müssen Geld bekommen und heimgehen.“

Da eilte die Mutter auf ihr kleines Mädchen zu, schloß es heftig in die Arme und küßte es leidenschaftlich.

Der Frühling kam, Paul Schmid fühlte sich wohler und stellte sich wieder im Atelier ein zu leichter Beschäftigung. Zu seiner Befremdung bat Mary flehentlich sowohl ihn, als den Prinzipal, ihre bisherige Arbeit behalten zu dürfen für die Stunden, da Elly in der Schule war. Man willfahrte ihr, und sie schaffte emsig weiter.

Das Leben ging nun leichter, aber trotz allem Verdienst kaufte Mary nichts Neues. Zum Frühling gab's kein freies

Kleid, keinen Hut; was vorhanden, suchte sie mit geschickten Händen wieder zurecht zu machen und nagelte selber ein zuge schnittenes Stück Leder auf zerrissene Sohlen.

Etwas Unerfätliches lag in diesem Arbeitstrieb, in dem unermüdliehen Fleiß und dem strengen Sparen.

Mary rechnete ohne Unterlaß und zählte oft die Wochen ab in einem vorjährligen vergriffenen englischen Kalender. Sie konnte stundenlang am Sonntag darin blättern ohne zu lesen, während tiefe Gedanken sie erfüllten. Und wenn Paul spazieren mochte, zog sie vor daheim zu bleiben, gab ihm aber gern Elly mit. Er begriff, daß sie Ruhe nötig habe, und empfahl ihr beim Weggehen, sich auf's Bett zu legen zum Schlafen.

Dann schaute sie am Fenster den beiden nach, schloß sorgfältig die Türe, zog die Vorhänge, guckte sich rings im Zimmer um, ob sie auch wirklich allein sei; dann ging sie zum Wandschrank, öffnete behutsam die Türe, kniete auf den Fußboden nieder und drückte auf ein Brett unten im Schrank. Das Brett löste sich und darunter befand sich ein handgroßes Loch, groß genug, um einen gefüllten Geldbeutel zu heherbergen. Mary selbst hatte das Brett gelockert, das Loch gegraben und den Beutel hineingelegt. Den langte sie heraus und zählte den Inhalt nach, der von Woche zu Woche sich mehrte. Es lagen da Gold- und Silberstücke, Münzen und Kupfer, wie's eben kam, alles was sie, seit sie arbeiten mußte, erübrigt, sich und den Ihrigen abgedarbt, zusammengesammelt oder geschenkt bekommen hatte! Fieberhaft berührten ihre Finger die Stücke, fieberhaft glänzten die Augen, eine seltsame Freude erfüllte ihr Herz und vor ihrem Geiste stieg das ferne Heimatland auf, im lichten Sonnenglanze überflutet von Liebe und Glück, Frohsinn und Jugendlust; um sie her klang der Wohlklang der Heimatssprache, und sie meinte, teure bekannte Stimmen zu hören, liebe Menschen zu sehen.

Allein, ein Blick auf das Geld sagte ihr: Noch nicht; noch reicht es nicht! Noch mehr sparen, leiden, arbeiten, hungern!

Dann schloß sie das Geld wieder geheimnisvoll ein, das Traumbild schwand, und beim Abendessen genoß Mary beinahe nichts, um ihr Stück Brot zu sparen. Sie sah mager und abgezehrt aus. Kein Wunder, dachte ihr Mann, sie sorgt und schafft unermüdlieh; o, einmal soll sie's auch besser haben, wenn ich wieder gesund bin, wenn Elly groß geworden und helfen kann. Aber er wußte nicht, daß seine Frau sich abzehrt vor Hunger, vor fanatischem Arbeitstrieb, vor brennendem Verlangen nach ihrer Heimat.

Sie empfand keine Gewissensbisse über dem heimlich gesammelten Gelde. Ihr gehörte es doch ganz allein, sie hatte es erworben, sie besaß das Recht, es zu verwenden nach ihrem Sinne.

Der verborgene Schatz wuchs; mit wenigen Franken begann er, dann wurden es zwanzig, dreißig und mehr. In der guten Jahreszeit konnte Mary das Doppelte bei Seite legen, und im Herbst, endlich, da würde es reichen. Sie zählte unermüdlieh die Wochen im englischen Kalender bis zum Herbst, und strich jede abgelaufene mit Ellys Schulfeder aus.

An einem heißen Augusttag mußte sie einen weiten Weg gehen, um bestellte Waren abzuliefern und eine Auswahlsendung zurückzutragen. Der Käufer und der Geschäftsherr belohnten sie mit einem reichlichen Trinkgeld, und so kehrte sie glücklich

nach Hause. Es mochte fünf Uhr sein, Paul war noch in der Stadt, Elly bei den Freundinnen, so konnte sie schnell das Geld im Geheimfach verbergen. Sie öffnete den Schrank, nahm den Beutel heraus und zählte fünfzig, siebzig, hundert, hundertzwanzig Franken. . . . Da lief unerwartet Elly zur Zimmertüre herein. In der Hast hatte Mary nicht geschlossen, nun erschrak sie so sehr, daß das Geld ihren zitternden Händen entfiel und klirrend über den Fußboden rollte. Schnell bückte das Kind sich darnach.

„O Mamma, liebe Mamma, du hast so viel Geld! Wir sind nicht mehr arm, kaufst du mir jetzt die schönen Sachen?“

Stumm blickte sie Elly an, es kämpfte in ihr, sie überlegte.

„Mamma, bekomme ich nun die Puppe, und das Sonntagskleid? Und am Sonntag fahren wir auch einmal mit der Eisenbahn fort? gelt. Und Papa will mich photographieren und mein Bild nach England schicken! Mutter, sag ja.“

Jetzt fand die Mutter die Sprache wieder. Der große Augenblick, da sie das Kind in ihr Geheimnis einweihen mußte, war gekommen.

„Elly“, flüsterte sie, „gib schnell das Geld zurück, ich lege es wieder in den Schrank, dann höre mich an, ich muß dir etwas sagen; niemand sonst darf es wissen, nur du und ich. Du darfst mit keinem Menschen davon sprechen, auch mit Papa nicht. Versprich mir's, willst du?“

„Ja, ja, Mamma, was ist es denn?“

Mary schloß das Kind in ihre Arme, flüsterte ihm zärtliche Worte ins Ohr und fing an von der Heimat, von England zu erzählen in glühenden Worten, in leidenschaftlicher Ausmalung der Herrlichkeiten, die sie dort verlassen, nun aber wieder finden werden. Wie ein lang verhaltener Strom floß ihre Rede dahin, stürmisch bewegt von dem tiefen Sehnen des ungefüllten brennenden Heimwehs.

„Elly“, darum habe ich so furchtbar gearbeitet, damit wir das Geld zur Reise bekommen; darum kaufte ich dir und mir nie was Schönes, Neues. Aber nachher sollst du alles haben, was du wünschst, dort, in der Heimat. Sie werden dich lieb haben und gut sein zu dir, Großpapa, der Onkel und die Tanten! Und wir hören wieder englisch sprechen, können wieder mit allen Leuten reden und fröhlich sein. O, es ist ein großes, großes Glück für uns, Elly. Bald können wir abreisen, es fehlt nicht mehr viel Geld. Freust du dich Elly? Nun mußt du immer englisch reden, mit Papa auch, daß du's wieder ganz gut lernst. O, Kind!“

Elly ließ sich leicht entfachen von dem Feuer der Begeisterung und willigte jubelnd in alle Pläne der Mutter ein.

„Nur mit Papa darfst du nicht von der Reise reden.“

„Warum nicht Mutter?“

„Er trägt das Leben in England nicht, er bleibt hier. . . gute Leute werden ihn pflegen“, erwiderte die Mutter. Das war das erste und einzige Mal, daß der Gedanke an Paul sie heunruhigte. Wo du hingehst — — aber die Sehnsucht des kranken Gemütes siegte über die Bedenken.

Hatte sie nicht genug getan und gelitten für den Mann? Mehr als jedes andere Weib? Den Jörn des Vaters ertragen, die Heimat um seinetwillen verlassen, alle Freundschaft und Lebensfreude aufgegeben, im fremden Lande Not, Armut, Hunger erduldet, die schrecklichste Einsamkeit durchlebt, dann sich halbtot gearbeitet? — — Nun war's genug, sie konnte nicht

weiter leben unter der harten Last, jetzt nahte die Erlösung, die Befreiung, heim, heim! Ende September lag das Reisegeld vollzählig beisammen, hundertfünfzig Franken.

Wie viel es brauchte für sich und das Kind, hatte sie am Bahnhof erfragt, lange vorher, wenn sie dort vorüberging und die fremden Reisenden ankommen sah. War sie auch schüchtern und zaghaft, so wagte sie doch die unbekannt Fremden anzureden, sobald sie hörte, daß man englisch sprach. Mit Hilfe dieser Auskunft hatte sie sich die Reiseroute fest eingeprägt und konnte ruhig und bestimmt die Reise mit dem Kinde antreten.

Ende September sollten die Schulferien beginnen, die Zeugnisse ausgeteilt werden. Elly war noch bei dem gleichen Lehrer, wie im Anfang, aber in einer höhern Klasse. Sie hatte sich zutraulich an ihn angeschlossen und war dank ihrer Intelligenz eine geschickte Schülerin geworden. Ein gutes Zeugnis lag für sie bereit, trotzdem der Lehrer zu bemerken glaubte, daß sie in letzter Zeit öfters zerstreut war. Ihre Augen blickten teilnahmslos ins Weite, ihre Gedanken schienen anderswo zu weilen, wenn er nicht direkt sich mit ihr beschäftigte. Er dachte, „sie wird müde sein, wohl auch nicht richtig ernährt; jedenfalls hat sie Ferien nötig und ich will mich nächstens nach dem Befinden des Vaters erkundigen.“

Zwei Tage vor Schluß, an einem Donnerstag Morgen, erschien Elly nicht in der Schule; niemand wußte warum. Nachmittags kam sie auch nicht; die Schüler erzählten, sie sei fortgegangen. Der Lehrer wünschte sichere Auskunft und begab sich am Abend nach Waldgasse 36.

Dort fand er einen verlassenen, gebrochenen kranken Mann. Paul Schmid lag auf dem Sofa, starrte vor sich hin und hielt einen Brief krampfhaft zwischen den Fingern. Seit Mittag lag er da, seit er heimgekehrt aus dem Geschäft und das Haus leer gefunden. Er hatte gerufen Mary! Elly! niemand antwortete. Auf dem Tische lag der englische Brief seiner Frau, der nur die wenigen Worte enthielt:

Lieber Paul!

Wir reisen nach England; ich nehme Elly mit, damit es ihr besser gehe, als in dem fremden Lande. Ich kann nicht länger warten, ich müßte sterben vor Heimweh. Gott helfe Dir.

Mary.

Seit Mittag hatte er ihn wohl hundert Mal gelesen, er begriff nichts von dieser gräßlichen Wahrheit. Sie konnte ihn nicht allein gelassen haben in seinem schwächlichen Zustande! Mary und das Kind fort! Gott weiß, woher sie das Geld zur Reise nahm, sie lebten ja so ärmlich, besaßen nichts, und Mary mußte so hart arbeiten. Er wollte es nicht glauben und da stand es doch schwarz auf weiß: „wir reisen nach England, ich nehme Elly mit.“ Da kam eine furchtbare Auf-

regung über ihn und heftige Hustenanfälle schüttelten ihn, überall fühlte er Schmerzen und das Herz tat so weh.

In dieser unglücklichen trostlosen Lage erschien ihm der Lehrer wie ein lieber Freund. Ihm, den Elly liebte, dem sie ihr Vertrauen schenkte, von dem sie stets viel Gutes und Freundliches erzählte, ihm klagte Paul Schmid nun sein Herzeleid; er brach in bittere Klagen aus über seine Frau, die oft so seltsam gewesen, Heimlichkeiten mit dem Kinde hatte und ihn so schwer hintergangen habe. Dann sorgte er sich in heißer Angst um ihre Reise und des Kindes Zukunft, und endlich verwünschte er seine Krankheit und sein elendes Dasein und sprach die Hoffnung aus, bald sterben zu können.

Der Lehrer ließ ihn ausreden, tröstete ihn und holte den Herrn Pfarrer, der in herzlicher Teilnahme die traurige Geschichte anhörte und schnellen Rat wußte.

„Vor allem, Herr Schmid, lassen wir Sie nicht allein und krank in der verlassenen Wohnung. Ich Sorge dafür, daß Sie noch heute in ärztliche Behandlung in den Spital geführt werden. Ruhen Sie gut aus nach der Erschütterung und morgen schreiben Sie an Ihre Frau. Ich will auch an sie schreiben und sie bitten, an ihre Pflicht zu denken und zurückzukehren.“

Diese Güte rührte den armen Mann tief; er willigte in den Vorschlag ein, ließ sich in den Spital überführen und so war bis auf weiteres für ihn gesorgt.

Am Samstag Abend klopfte jemand draußen an John Whitters Hause, das in einem Städtchen Südens stand. Er öffnete und sah eine Frau mit einem Mädchen vor sich stehen, die mit unverwandtem, erschrockenem Blick das Häuschen musterte. So klein und eng war es — und in ihren Gedanken und Träumen wuchs es immer herrlicher empor zu einem stattlichen Gebäude. Enttäuscht sah sie auf den Mann, der mürrisch fragte: „Was wünschen Sie!“

„Onkel John, Onkel John,“ rief das Kind, ließ die Hand der Mutter fahren und flog ihm entgegen.

„Elly, ist's möglich, wie groß du geworden . . . und das soll Mary, deine Mutter sein, solch ein Jammerbild. Wo ist Paul, ist er gestorben?“

Mary konnte nicht reden, Elly antwortete: „Nein, Papa ist dort geblieben, er kann die Luft von England nicht ertragen, aber Mutter und ich sind heimgekommen. Freust du dich, Onkel John?“

Statt der Antwort führte er seine Schwester in das Haus. Alles kam ihr wiederum verändert vor, nichts war zu sehen von der langersehnten Gemütlichkeit, es fehlte etwas, und nicht einmal des Vaters Stuhl stand am Fenster.

(Schluß folgt.)

□ □ Heimlechi Liebi. □ □

Von Walter Morf, Bern.

's het gheisse duß, wo d's Wasser ruschet:
Em Schtrom na isch verbott'ne Wäg.
Mir hei üs glych dert mängisch gfunde,
hei jede-n-Egge kennt und Schtäg.

Kei Mönstch het dänkt, daß no dert aber
uf d'Nacht sed d's Glück verirre chömt,
Und doch het's üs dert ganz alleini,
Gar mängisch churzi Schtündli gömft.

Am Himmel tuufet Schtärndli hange,
's glänzt tuufetfach wo d's Wasser ruschet.
Es Ärsli Glück hei Zwöi dert gfunde,
Im Schtärneglanz zwöi Ringli tuschet.